



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

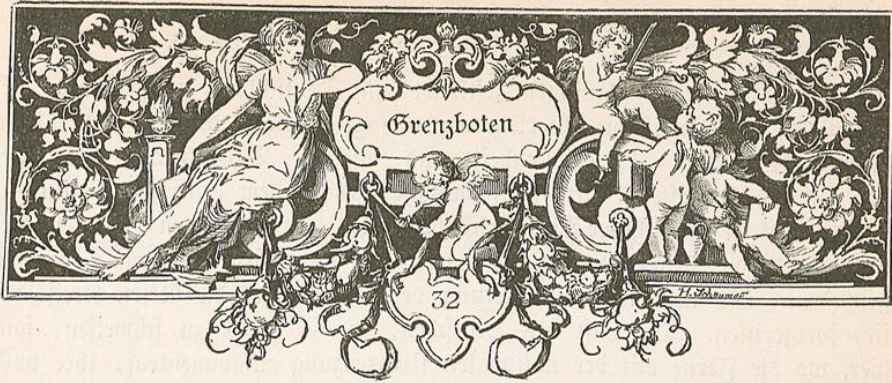
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die gegenwärtige kolonialpolitische Strömung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die gegenwärtige kolonialpolitische Strömung*)



als deutsch-englische Abkommen hat die Stadien durchlaufen, die in England zu seiner Gültigkeit erforderlich waren, und es ist auch anzunehmen, daß in dem Augenblick, wo diese Betrachtungen veröffentlicht werden, die mehrfach angekündigte amtliche Denkschrift erschienen sein wird, die die Gründe darlegen soll, die für die deutsche Regierung beim Abschluß dieses Abkommens maßgebend gewesen sind. Für den vorliegenden Zweck aber kommt es gar nicht darauf an, diese Gründe kennen zu lernen, insbesondre auch nicht darauf, zu beurteilen, ob sie richtig oder nicht richtig sind. Vielmehr soll die Aufgabe der nachstehenden Erörterungen in einer allgemeineren Betrachtung bestehen, zu der die kolonialpolitische Bewegung in Deutschland in den letzten Wochen Anlaß gegeben hat. Die Kolonialpolitik im Reich ist wie manches große Werk mit unzureichenden Mitteln begonnen und in unzureichender Weise ausgeführt und unterstützt worden; ihr Ursprung lag offenbar in dem Überschuß nationaler Empfindung, die nach dem glücklich beendeten Kriege und nach der Wiedererrichtung des deutschen Reiches nicht lange Zeit brach zu liegen vermochte. Das deutsche Volk und insbesondre die deutsche Jugend waren sich ihrer Kraft bewußt geworden, und was das ältere Geschlecht im Jahre 1870 geleistet hatte und womit es sich auch zufrieden geben konnte, das wollte das jüngere Geschlecht ihm möglichst bald nachthun. Nur so ist es zu erklären, wenn ganz junge Männer, die eben erst ihre Studien vollendet hatten oder eben erst in die Armee als Offiziere eingetreten waren, im Jahre 1884 den kühnen Entschluß faßten, den noch nicht

*) Der nachstehende Aufsatz beleuchtet das englisch-deutsche Abkommen von einer andern Seite, als die jüngst von uns abgedruckten drei Äußerungen, die, unter dem ersten Eindruck des Ereignisses stehend, der Überraschung und Enttäuschung über das Abkommen Ausdruck gaben. Auch gegen sie wenden sich die folgenden Betrachtungen, sie werden aber dazu dienen, eine richtige Abschätzung des Für und Wider herbeizuführen.

vergebenen Teil des afrikanischen Festlandes für Deutschland zu gewinnen. Es soll ihnen auch nicht die Anerkennung versagt werden, daß sie mit kühnem Opfermut, großer Entschlossenheit und eiserner Willenskraft das Ziel, das sie sich vorgesteckt hatten, afrikanische Gebiete dem deutschen Einfluß zu sichern, fast in ungeahnter Weise erreicht haben. Erst nachdem dies geschehen war, haben die weitem Kreise der Nation für dieses Unternehmen Teilnahme gefunden. Die nationale Begeisterung der Jugend hat die ältern Kreise mit sich fortgerissen. Die Lust des Deutschen, in die Weite zu schweifen, fand hier, wo die Ferne mit der nationalen Umgrenzung zusammentraf, ihre volle Befriedigung, und es kam dahin, daß sowohl die Geschäftswelt wie die Regierung in den Strudel der kolonialen Bewegung hineingerissen wurden, und zwar, wie man, ohne jemand zu nahe zu treten, behaupten kann, wider ihren Willen.

Was zunächst die deutsche Geschäftswelt betrifft, so war ihre Neigung, größere Kapitalien auf Jahre hinaus in unsichern Unternehmungen zinslos anzulegen, außerordentlich gering. Zugegeben muß hier werden, daß die Verhältnisse der überseeischen Gebiete noch sehr zweifelhaft waren, daß nicht bloß ihr innerer Wert noch unerforscht und verborgen lag, sondern daß es auch nicht einmal feststand, ob und wie weit es möglich sein würde, diese Gebiete gegenüber dem Vordringen der ältern kolonisierenden Staaten dauernd der deutschen Macht zu sichern. Der Geschäftswelt fehlte es auch an den geeigneten Persönlichkeiten, denen sie die Anlegung und Verwaltung ihrer Gelder in den weiten überseeischen Gebieten hätte anvertrauen können, denn ebenso wenig wie es im Inlande einem Kaufmann in den Sinn kommen würde, einem eben erst von der Universität gekommenen jungen Gelehrten oder einem tapfern Sekondeleutnant die Leitung einer großen Handelsunternehmung oder einer landwirtschaftlichen Anlage zu übertragen, ebenso wenig oder vielleicht noch weniger konnte man der deutschen Kaufmannswelt eine solche Übertragung in Gebieten zumuten, auf die dem Geschäftsmanne eine unmittelbare Einwirkung aus dem Mutterlande nicht möglich war. Zu diesen sachlichen Bedenken trat noch die unsichere Haltung der Regierung. Fürst Bismarck hatte wiederholt erklärt, daß er kein Kolonialschwärmer sei, und daß sich die Thätigkeit der Regierung darauf beschränken müsse, dem vorangegangenen deutschen Kaufmann und Unternehmer mit ihrem Schutze nachzufolgen. Aber dieses Programm ist niemals zur Durchführung gelangt. Wer vielmehr wahrheitsgetreu die verschiedenen Abschnitte unsrer kolonialen Bewegung schildern will, der muß zugestehen, daß vielfach die Regierung den deutschen Kaufmann hat drängen müssen, damit er angeblich mit seinem Unternehmen vorangehe, während es in Wahrheit ganz andre Kräfte waren, die ihn zu einem solchen Vorgehen mit mehr oder minder freundlicher Gewalt nötigten. Alle diese Umstände trugen dazu bei, daß die Mittel, die auf die Schutzgebiete von den kapitalkräftigen Beteiligten verwendet wurden, nicht ausreichend waren, daß die

Kolonialpolitik infolge der schwankenden, bald zurückhaltenden, bald vorwärts treibenden Bewegung der Regierung fortwährend ihr Antlitz wechselte, und daß dadurch auch in denselben Kreisen, die imstande und bereit gewesen wären, mit ihren Mitteln einzugreifen, das Vertrauen sehr erschüttert wurde. Der Kampf mit England um den Besitz in Ostafrika spielte dabei die Hauptrolle. Zuerst war es nur gelungen, weit entfernt von der Küste, im Innern einzelne Gebiete für die deutsche Kolonialpolitik zu gewinnen. Die Regierung wünschte natürlich, daß diese Gebiete nicht brach liegen blieben, sondern wirtschaftlich verwertet würden; die Folge davon war, daß sich die Ostafrikanische Gesellschaft bemühte, im Innern Plantagen anzulegen und Stationen zu errichten, deren Zweck lediglich die Erzielung tropischer Produkte war. Von einer Verwertung konnte aber gar keine Rede sein, da die Verkehrsverbindung mit der Küste so viel Zeit in Anspruch nahm, daß auf einen lohnenden Absatz der gewonnenen Erzeugnisse in dem gegenwärtigen Menschenalter nicht hätte gerechnet werden können. Die geringen Mittel, die die nationale Begeisterung zusammengebracht hatte, waren bald zu Ende; die Ostafrikanische Gesellschaft wäre zweifellos finanziell zusammengebrochen, wenn es nicht inzwischen der Einwirkung der Regierung gelungen wäre, auch angesehenen Geschäftsleute für das Unternehmen zu gewinnen. Dieses erhielt eine ganz andre Gestalt, als es der deutschen Ausdauer wie dem Drängen der Regierung möglich war, einen günstigen Pachtvertrag mit dem Sultan von Sansibar abzuschließen, der die bis dahin schwer entbehnte Küste in einen thatsächlich dauernden deutschen Besitz brachte. Alles, was bisher im Innern aufgewendet worden war, war fruchtlos aufgewendet, denn mit dem Erwerb der Küste war es notwendig, das Schwergewicht auf die Erhebung der Zölle und den Betrieb von Handel zu legen. Aber auch hier wurden zunächst ungeheure Summen vergeblich aufgewendet, denn die afrikanische Sonne hat leider auch die Eigenschaft, daß das europäische Geld in den Taschen der Afrikareisenden wie Schnee schmilzt; man machte die Erfahrung, daß mehr als einer der dortigen Beamten zwar ein außerordentlich tapferer Mann und ein ebenso guter Patriot, aber ein sehr schlechter Rechner und Finanzmann war. Es zeigte sich bald die Notwendigkeit, daß an die Stelle der tapfern Männer, die in das Innere vorgeedrungen waren, Verträge und Blutsbrüderschaften abgeschlossen hatten und von einem neuen ostafrikanischen Reich träumten, der nüchterne deutsche Geschäftsmann trete, der es nicht bloß verstände, im nationalen Interesse und mit patriotischer Begeisterung sehr viel Geld auszugeben, sondern auch den Grund zu legen zu einer wenn auch erst zukünftigen Nutzbarmachung des Gebietes. Alle Anstalten waren auch dazu getroffen, als der Aufstand in Ostafrika ausbrach und nicht nur den bereits erworbenen Besitz, sondern auch alle Hoffnungen gründlich zerstörte. Es soll hier nicht auf die Frage eingegangen werden, was den Anlaß zu diesem Aufstande bildete. In den Zeitungen,

in Parlamenten und in Versammlungen ist das Für und Wider zum Überdruß erörtert worden; Thatsache aber ist, daß die Ostafrikanische Gesellschaft nichts unternommen hat, ohne von dem damaligen deutschen Generalkonsul beraten zu sein, und daß, wenn wirklich Mißgriffe vorgekommen sind, diese in gleicher Weise den Vertretern der Gesellschaft wie denen der Regierung zur Last fallen. Das eine Gute hatte aber doch der Aufstand bewirkt, daß die öffentliche Meinung in Deutschland sich mehr und mehr für die ostafrikanischen Besitzungen erwärmte, daß die nationale Gesinnung sich die religiösen und humanen Empfindungen des Volkes zu verbinden verstand, und daß auch die Vertretung der Nation sich genötigt sah, die Mittel zu bewilligen, die zur Dämpfung des Aufstandes erforderlich waren. Aber es zeugte immer noch von dem geringen Vertrauen, das sowohl Regierung wie Reichstag in die Sache setzten, daß sie beide die eigne Verantwortung möglichst einzuschränken sich bemühten. Ohne irgend eine nähere Organisation wird lediglich eine Summe bewilligt und einem Reichskommissar gegeben, damit er nach eignem Gutdünken und auf eigne Faust Ruhe und Ordnung wieder herstelle. In unserm Jahrhundert militärischer Disziplin, in dem Musterstaate europäischer Kriegsmacht wird plötzlich nach alter Landsknechtsart die Werbetrommel gerührt, und auf die Fahne eines berühmten Afrikareisenden schwören zahlreiche junge Männer. Die Wahl des Majors von Wißmann zeigte sich bald als eine außerordentlich glückliche; er hat die Aufgabe, die ihm gestellt war, erfüllt und Friede und Ordnung an der Küste des ostafrikanischen Festlandes wieder hergestellt. Inzwischen war es gerade während dieser militärischen Operation klar geworden, wie unsicher und zweifelhaft die Rechtsverhältnisse an dieser Küste waren. Unter der nominellen Hoheit eines afrikanischen Sultans befehligte ein deutscher unabhängiger Feldhauptmann, regierten die Beamten einer deutschen Kolonialgesellschaft und manövrirten die Schiffe Seiner Majestät des Kaisers im Verein mit englischen Geschwadern. Die Emin-Pascha-Expedition, die im Zusammenhang mit der Kolonialpolitik Gegenstand nationaler Erregung in Deutschland wurde, hatte weitere Sehnsucht erweckt, den deutschen Einfluß in das Innere Afrikas zu erstrecken. Dies hatte die Nebenbuhlerschaft englischer Gesellschaften hervorgerufen, eine Expedition jagte die andre, Vertreter von deutschen und englischen Gesellschaften suchten einander den Rang abzugewinnen in dem Abschluß fragwürdiger Verträge mit ebenso fragwürdigen Häuptlingen, in Blutsbrüderschaften und dergleichen, und das deutsche Volk erregte sich mehr und mehr an den Thaten seiner afrikanischen Helden und verfolgte sie mit demselben Interesse, wie die Jugend den Erzählungen über Christoph Columbus und Vasco da Gama lauscht. Mit wahrer Gemüthung berichteten die Zeitungen, wenn es wieder gelungen war, durch einen solchen Vertrag Tausende von Quadratmeilen für Deutschland zu erwerben, und jeder Pinselstrich, der quer durch Afrika den Abschluß einer solchen Erwerbung be-

zeichnete, galt als die Festlegung eines verbrieften Besitzes. Man machte sich nicht ernstlich klar, daß eine Kolonisation nur im großen Stile getrieben werden kann, und daß nur von der Aufwendung großer Kapitalien Erfolg zu erwarten, möglich ist. Diese Kapitalien aber fehlten, da es ganz unmöglich war, daß überall der deutsche Unternehmungsgeist hätte folgen können, wohin Thatendrang und Abenteuerlust vorausgegangen war. Das Sprichwort, daß die Völker büßen müssen, was die Könige thun, galt auf dem Gebiete der Kolonialpolitik in umgekehrtem Sinne, denn die Regierungen mußten es tragen, was die koloniale Begeisterung der Bevölkerungen anrichtete. Auf allen Seiten des afrikanischen Kontinents, wo Deutschland festen Fuß gefaßt hatte, gab es zwischen Deutschen und Engländern Händel, und die Regierungen, die nicht bloß für Afrika, sondern auch für Europa zu sorgen hatten und insbesondere für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens bemüht waren, gerieten mehr und mehr in Reibungen und Konflikte. Selbstverständlich blieben auch diese Verstimmungen den weitesten Kreisen nicht unbekannt, und auch dies war ein Grund, weswegen in Deutschland das Kapital, das für solche Bewegungen sehr feine Nerven hat, sich mit großer Vorsicht zurückhielt. Die Kolonialpolitik war dahin gekommen, daß einerseits in Europa der Friede seine sichere Grundlage zu verlieren schien, und daß andererseits in Afrika der deutsche Besitz bestritten und angezweifelt wurde. Ein längeres Zuschauen war hier nicht mehr möglich, die Regierung mußte aus ihrer neutralen Stellung heraus, und sie hat in dem englisch-deutschen Abkommen eine feste Stellung zu erringen gewußt. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob es möglich gewesen wäre, für Deutschland einige tausend Quadratmeilen unerforschten Landes in Afrika mehr herauszuschlagen, als geschehen ist. Aber zweifellos ist, daß damit für Deutschland ein so großer Besitz in sichern und unangezweifelten Grenzen erworben worden ist, daß dem deutschen Unternehmungsgeist und dem deutschen Kapital auf mehrere Menschenalter hin ein weiter, gesicherter Spielraum zu reichster Entfaltung der Kräfte geblieben ist; und für mehr zu sorgen, als für Menschenalter hinaus, wird man unter den gegenwärtigen Verhältnissen keiner Regierung zumuten können. Was einmal geschehen wird, wenn diese Interessengebiete die heute nach Breitengraden abgesteckt sind, wirklich der Menschheit durch Kolonisation und ernste Arbeit zugänglich gemacht sind, das darf man getrost der Zukunft überlassen. Wer wird voraussehen wollen, was dann Europa und Afrika für ein Antlitz zeigen, und wer möchte nicht auch noch den künftigen Geschlechtern etwas zu thun übrig lassen? Vorläufig genügt es, daß auf weite Länderstrecken hin dem deutschen Einfluß kein Gegner entstehen kann, und daß deutsche Arbeit in ihrer Mühe gesichert bleibt, sowie daß deutsches Kapital angelegt werden kann ohne die Besorgnis, daß die Ergebnisse deutschen Fleißes und deutscher Mittel nicht dem eignen Stamme zu gute kommen werden.

Trotzdem soll nicht gestritten werden mit denen, die mit diesem Abkommen

nicht zufrieden sind. Sie besitzen vielleicht das Geheimmittel, wodurch mehr hätte erreicht werden können. Aber unerhört ist es, daß man den Abschluß des Vertrages von manchen Seiten so bezeichnete, als ob die Festung Mek den Franzosen ausgeliefert worden wäre, ja daß man die Regierung Kaiser Wilhelms II., dessen koloniefreundliche Gesinnung außer Zweifel steht, mit den schwersten Vorwürfen überschüttete. Es hat dies gezeigt, daß die nationale Empfindung, die unsre Kolonialpolitik bisher getragen hat und, wenn sie weiter lebenskräftig bleiben soll, auch tragen muß, nicht frei von schweren Ausschreitungen geblieben ist. Ohne koloniale Begeisterung des Volkes ist es für ein Land unmöglich, Kolonialpolitik zu treiben; mit der kolonialen Begeisterung allein aber kann keine Kolonialpolitik betrieben werden. Eine solche ist nur möglich unter Wahrung des allgemeinen Friedens, mit der Anwendung großer Kapitalien und mit einer nüchternen, sparsamen Leitung der Geschäfte, sowie mit kaufmännisch gebildeten Unternehmungen. Mit bloßen „Resolutionen“ in erhitzen Volksversammlungen ist es nicht gethan; erregte Zeitungsartikel gewinnen der deutschen und christlichen Zivilisation nicht einen Fuß breit unkultivirten Landes; der Thatendurst junger Männer darf besonnenen Erwägungen nicht den Vorrang ablaufen. Mit demselben Recht, mit dem Versammlungen angesehener Männer der Regierung die bittersten Vorwürfe gemacht und die Nation aufgefordert haben, mit allen Kräften gegen das englische Abkommen zu wirken, mit demselben Rechte können sozialdemokratische Versammlungen die Abschaffung des Eigentums und Vernichtung der bestehenden Gesellschaftsordnung verlangen. An die Stelle blinder Kolonialschwärmerei muß eine klare Kolonialpolitik treten, wenn wir nicht unsern Gegnern in die Hände arbeiten und durch die maßlose Verfolgung phantastischer Pläne das bisher errungene aufs Spiel setzen wollen. Kein Mensch kann mehr essen und trinken, als sein Magen verträgt, und keine Nation kann mehr Länder erwerben, als sie zu kolonisiren vermag. Freilich dieses Kolonisiren ist eine ernste Arbeit, die weder am Klubsische noch in Volksversammlungen gethan wird, die auch in Festkommissen und Hurrarufen nicht ihren Zielpunkt sieht. Den Männern wie Kolumbus und Vasco da Gama, die mit ihren Thaten mit Recht die Welt erfüllt haben, muß die stille und unscheinbare Arbeit der namenlosen Männer folgen, die mit Pflug und Hacke, in der Faktorei und auf den Flüssen, als Missionäre und Bureaubeamten thätig sind, deren Werke aber den künftigen Geschlechtern, die an Stelle wüster Ländereien fruchttragende Fluren sehen werden, erkennbar sind. Vor allem wird es jetzt darauf ankommen, daß dem Kriegszustande, wie er bisher an der ostafrikanischen Küste geherrscht hat, ein Ende gemacht, daß dieser in friedliche Verhältnisse übergeleitet werde. Denn es kann sich nicht darum handeln, in Ostafrika eine Militärkolonie zu gründen und während der Friedenszeit in Europa die Pflege kriegerischen Geistes an die ostafrikanische Küste zu verlegen. An die Stelle

des Schwertes muß jetzt Bibel und Pflug treten, und es muß mit allen Mitteln gesucht werden, daß die kostspielige militärische Verwaltung in eine sparsame und ordnungsgemäße übergeleitet werde, wie dies deutsche Art und Gewohnheit seit Jahrhunderten ist. Denn nur Ordnung und Sparsamkeit haben Preußen groß und fähig gemacht, in einem einigen Deutschland aufzugehen. Es ist unmöglich, daß nur für die nächsten Jahre gleich hohe Kosten auf die ostafrikanische Küste, wie bisher, verwandt werden. Nach der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstages ist auch nicht zu erwarten, daß gleiche Bewilligungen erfolgen. Wer es also mit dem Erwerb von Ostafrika durch Deutschland ehrlich meint, der muß sich bestreben, dahin zu wirken, daß diese Kosten sich verringern, und daß dem deutschen Kaufmann und dem deutschen Pflanzer eine Zeit lang gegönnt werde, nun die bewaffnete Macht nach Möglichkeit abzulösen. Dann wird eine Periode kommen, wo die Zeitungen vielleicht weniger von Ostafrika werden zu berichten haben, wo aber bei ruhiger Arbeit das erhalten werden kann, was uns der jugendliche Mut deutscher Männer erworben und erhalten hat.

Die Ausschreitungen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik, wie sie sich in den letzten Wochen ereignet haben, zeigen zu unserm Bedauern, daß das politische Urteil in Deutschland noch nicht auf der Höhe steht. Ist es doch vorgekommen, daß ganz ernstlich der Krieg mit England gepredigt wurde, genügt es doch schon, daß eine Reise nach Sansibar den Reisenden sofort zum Fachmann stempelt, dessen Urteil das allein maßgebende sein darf, hat es doch ab und zu den Anschein, als ob die Thaten unsers Heeres im Jahre 1870 in den Schatten gestellt würden durch die Streifzüge gegen Buschiri und dessen wilde Araberhorden. Bei aller Anerkennung der tapfern Thaten des Majors von Wißmann und seiner Leute scheint es angemessen, um die Begriffe nicht weiter zu verwirren, auch ein gewisses Maß zu üben und namentlich nicht aus dem Auge zu verlieren, daß das deutsche Volk neben den kolonialpolitischen Interessen auch noch andre zu verfolgen hat, und daß, wenn die Regierung gezwungen werden sollte, all den maßlosen Forderungen nachzugeben, die von den Kolonialphantasten gestellt worden sind, der Zerfall des Reiches eine notwendige Folge davon sein würde. Welcher Widerspruch würde sich erheben, wenn der Landwirtschaftsrat den Anspruch machen wollte, daß nicht die Regierung, sondern er allein die Entscheidung in landwirtschaftlichen Fragen hätte, und welcher Sturm würde entstehen, wenn die Handelskammern und nicht die Regierung mit den gesetzgebenden Faktoren den Zolltarif festsetzen wollten. Aber daß ein Kolonialrat nicht bloß sein Gutachten abzugeben, sondern noch mehr als ein Parlament die ausschließliche Entscheidung haben soll, das wird mit einer staunenerregenden Unbefangtheit in öffentlichen Blättern mit Ernst verkündet und jeder Afrikareisende schon durch diese seine Eigenschaft zum genialen Staatsmann und Verwaltungsbeamten gestempelt. Nur eins haben

diese beklagenswerten Ausschreitungen gelehrt, daß wir uns glücklich schätzen können, eine kraftvolle Regierung zu haben, die sich nicht bloß gegen ihre Gegner, sondern auch gegen verblendete Freunde zu wehren und die Zügel fest zu führen vermag. Hätte sie den erregten Äußerungen der irrefeleiteten öffentlichen Meinung nachgegeben, dann würden heute unsre Kolonialschwärmer sich über die Frage klar sein, ob es besser sei, das wertlose Gebiet um den Ngamisee und die im Verstande begriffene Walfischbai, ja selbst das immer noch wenig bekannte Königreich Uganda zu besitzen oder einen Krieg mit England zu führen, denn dahin zielten doch zuletzt die kolonialpolitischen Strömungen ab. Wenn gegenüber diesem unbegreiflichen Gebaren die Gegner der Kolonialpolitik nicht den Sieg davon tragen, sondern wenn es noch gelingt, trotz dieser Anfeindungen von beiden Seiten eine kräftige Kolonialpolitik für die Zukunft zu sichern, so wird dies das Verdienst der so sehr verletzten Regierung unter der Leitung des Herrn von Caprivi bleiben. Einer Kolonialpolitik bedarf unser deutsches Volk, wenn es nicht seine Stellung im Wettbewerb der Völker verlieren soll. Aber diese Kolonialpolitik ist eine ernste Arbeit, die mit Umsicht geleitet, mit Kraft durchgeführt und mit Geduld getrieben werden muß. Nicht von dem Strohsfeuer augenblicklicher Begeisterung darf sie abhängen, sondern sie muß auf der festen Grundlage einer dauernden Überzeugung stehen. Nicht blindlings und einseitig darf darnach gestrebt werden, auf der Landkarte weite Gebiete zu erwerben, sondern unter Berücksichtigung der politischen Lage, unter Abschätzung der verwendbaren Mittel und Kräfte muß planmäßig und mit Vertrauen vorgegangen und das Erworbene auch ernstlich für die Kultur verwertet werden. Eine solche Kolonialpolitik ist bisher von Deutschland nicht betrieben worden. Nationale Begeisterung hat sie geschaffen, aber sie hat weder in den wirtschaftlichen Kreisen noch bei der Regierung bisher die erforderliche Unterstützung gefunden und auch nicht finden können, weil die Vorbedingungen fehlten, die in der Sicherheit des Besitzes und in dessen Beherrschung liegen. Diese Sicherheit ist durch das deutsch-englische Abkommen geschaffen. Jetzt wird es sich zeigen, ob in dem deutschen Volke so viel Kraft an Männern und Mitteln übrig ist, daß die Kolonialbewegung von der Begeisterung in die Arbeit übergeleitet werden kann. Der Regierung wird man jetzt nicht mehr den Vorwurf machen können, daß sie nicht ihrerseits alles gethan habe, um dem deutschen Unternehmungsgeist die Wege zu ebnen. Die Kolonialpolitik hat aber noch mit sehr mächtigen Gegnern, namentlich im Reichstage, zu kämpfen. Diese werden die Ausschreitungen der letzten Wochen nicht überzeugt, vielmehr in ihrer Gegnerschaft bestärkt haben. Denn wenn man selbst von den Verunglimpfungen und Verleumdungen absteht, mit denen in Versammlungen und Presse die Regierung des Kaisers überschüttet worden ist, so wird man doch geringes Vertrauen in die Einsicht derer setzen können, die Kolonialpolitik

losgelöst von den europäischen Machtstellungen treiben wollen, gleich als ob Deutschland von dem Lärm der Welt fern im stillen Ozean läge. Es liegt ferner darin eine Gefahr, daß unsre Kolonialpolitiker die öffentliche Meinung schon so weit beherrschen, daß sie wegen einiger Quadratmeilen unentdeckten und unerforschten Landes einen europäischen Krieg heraufbeschwören wollen. Es ist aber auch ein Trost dabei — und mit einem solchen wollen wir diese wenig erfreulichen Betrachtungen schließen. Diese Ausschreitungen haben einen Beweis von dem kräftig gewordenen Nationalgefühl des deutschen Volkes erbracht, sodaß, wer da glauben wollte, er könne sich ungestraft an dem berechtigten Besitz der Nation vergreifen, schwer irren würde. Wehe dem, der daran rütteln sollte!



Aus Elsaß-Lothringen



ie Verhandlungen der Landesvertretung von Elsaß-Lothringen können, wenn auch nicht an sich, so doch der besondern Stellung des Landes wegen ein allgemeineres Interesse in Deutschland beanspruchen, als das, das sonst die Gesamtheit den häuslichen Angelegenheiten irgend eines Bundesgliedes widmen mag. Das Reichsland ist ja in einer ähnlichen Lage wie die gemeinschaftlichen Vororte der Eidgenossenschaft oder wie die niederländischen Generalstaatslande, an deren Angelegenheiten die Gesamtheit Anteil nahm. Aber davon abgesehen, hat man im Reiche, obwohl man aus dem Reichslande, wie im alten Rom aus Ägypten, fortwährend Neuigkeiten, aber selten erfreuliche, erfährt, doch ein Herz dafür, ob denn nicht doch zeitweise die nationale Aufgabe im Lande einen wahrnehmbaren Ruck nach vorwärts macht, und sei es auch nur auf dem Gebiete der Interessen; denn die Zufriedenheit mit den äußern staatlichen Lebensbedingungen bildet doch schließlich die Grundlage für einen innern nationalen Anschluß, auf den wir dann getrost warten können.

Diese Vorbedingung der Ausöhnung mit dem Geschick ist zunächst durch die Landesfinanzen, die doch als der Gesamtausdruck des Gesundheitszustandes eines Landes betrachtet werden können, vollauf erfüllt, und Unterstaatssekretär v. Schraut war in der angenehmen Lage, um die ihn so mancher deutsche Amtsgenosse beneiden könnte, bei Beginn der Verhandlungen der letzten Landesausschußtagung sehr erfreuliche Eröffnungen machen zu können. Bei einem staatlichen Gesamtaufwande von rund 47 000 000 Mark schließt das Rechnungsjahr 1888/89 mit einem verfügbaren Überschusse von 1 377 000 Mark ab; vom